

Reichsward

und Deutsches Schrifttum von Ad. Bartels als monatliche Beilage

Graf E. Reventlow

Der „Reichsward“ erscheint jeden Freitag. — Bezugspreise: Inland: vierteljährlich durch die Post 3.— Rm., durch Kreuzband 3.75 Rm. Ausgabe B monatlich 1 Rm. Deutschösterreich monatlich 2 Schilling. Ausland: Vierteljährlich 1 Dollar. — Anzeigenpreise: Für die 10spaltige Mittelzeile 15 Goldpfennig, die ganze Seite 600 Gm

Bei Abnahmeentsprechender Aufschlag. Rabatt nach Tarif. Bestellungen nehmen alle Postämter, Buchhandlungen sowie der Verlag „Der Reichsward“ G. m. b. H., Berlin SW 11, Bernburger Str. 30, entgegen. — Fernsprecher: Lühm 8822. Postfachkonto: Berlin 88711. Unberichtigten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Inhalt:

- Die arme Wartburg!
- Zum Übel werden!
- Wir sind keine Bürger
- „Eine Tür fällt ins Schloß“
- Ueberfremdung — Ueberjudung

Die arme Wartburg!

Die „große Presse“ dieser Republik schreibt mit der an ihr so wohlthuenden fettigen Wärme schöne Töne über ein republikanisches Wartburgfest, zu welchem Juden und Judengenossen das liebliche Pfingstfest mißbraucht haben. Hätte Luther nicht seine Jahre auf der Wartburg verbracht, so würden heute Pfingsten die Republikaner ihre vollen Herzen anderswo ausgegüßet, ausgedehnt haben, um keine weniger zarten Ausdrücke zu gebrauchen. Aber sie fühlen sich, das ist heute sehr billig, lutherhaft und waren in festlicher „Bekennnis“-Stimmung, können übrigens Satire danken, daß Luther nicht mehr lebt.

Ihre Bekenntnisse sind wert, festgehalten zu werden, denn augenscheinlich war der Geist der Republik über die Redner und Hörer dort gekommen, und es ist immer von hohem Interesse, die Erzeugnisse dieses Geistes näher zu betrachten. Ein Herr Speicher fungierte auf der Kundgebung der republikanischen Studenten am ersten Pfingsttag als Vorsitzender und tat die bemerkenswerte Aeußerung, daß dieser Tag „ein Fest der geistigen Erneuerung aller Republikaner Deutschlands“ sein müsse. — Also die Republikaner Deutschlands bedürfen einer geistigen Erneuerung! So sagen ihre Vertreter. Erst zehn Jahre besteht diese bemerkenswerte Republik, und schon müssen ihre Republikaner ihren Geist erneuern! Der bisherige oder bisher als vorhandene unterstellte Geist hat sich mithin in zehn kurzen Jahren schon aufgebraucht, oder ist er nur fadenförmig geworden, oder war er vielleicht überhaupt nicht vorhanden? — genug wir sind zu taktvoll, um in diese peinlichen Geheimnisse eindringen zu wollen.

Als lebendiger Repräsentant republikanischer Geisteserneuerung sprach dann der Preussische Innenminister Herr Grzesinski. Seine Worte, wie sie die ihm verwandten jüdischen Zeitungen wiedergeben, lassen vor allem erkennen, daß auch der neue Geist der Pfingstrepublikaner 1929 nicht ein Geist der Wahrheit ist, sondern dessen Gegenteil. Grzesinski sagte, nachdem er an die Wartburgfeste der Studenten von 1817 und 1848 erinnerte: „die heutige Studentenschaft hat das große Erbe ihrer Väter verlegt. Sie ist wahrscheinlich nicht würdig, mit jenen Studenten in einem Zuge (!?) der Innenminister dachte hier wohl an seinen Dursi.“ genannt zu werden.“ Die damalige Studentenschaft habe unter den Fahnen Schwarz-Rot-Gold für ein geeintes deutsches Vaterland gekämpft. „Damals gab es für die Studentenschaft nichts anderes als ein freies Bekenntnis zur lebendigen Gegenwart und Zukunft, heute sieht man bei dem größten Teil der deutschen Studentenschaft ein Festhalten am Vergangenen, ein Abschließen von der Gegenwart vom Heute.“ Wirklich, an Stelle des Geistes der Wahrheit ist, aus Versehen sich, der Geist der Unwahrheit mit der ehrenvollen Aufgabe delegiert gewesen, den preussischen Innenminister zu erheuchten. Dieser Teil seiner Rede ist in der Tat eine beschimpfende Entstellung des Wesens und Willens jener deutschen Studenten, die 1817 und 1848 im Symbol Schwarzrotgold ihre Begeisterung nach der Wartburg brachten. Herr Grzesinski hat ganz vergessen, daß diese Studenten nicht allein für ein geeintes deutsches Vaterland kämpften, sondern auch für einen Kaiser. Der Preussische Innenminister hat auch wohlweislich verstanden zu sagen, daß die alte Burschenschaft in rückhaltloser Begeisterung zum nationalen deutschen Gedanken stand und von keinerlei Internationalismus etwas wissen wollte. Der Innenminister will den Unterschied zwischen der damaligen Schwarzrotgoldenen und der heutigen Schwarzrotgelben Studentenschaft darin erblicken, daß jene zur lebendigen Gegenwart und Zukunft ein freies Bekenntnis gehabt habe, während heute der größte Teil der deutschen Studentenschaft an der Vergangenheit festhalte, sich von der Gegenwart abschließe. Der Herr Innenminister bedient sich hier talmudischer Dialektik, auch hat ihm der Geist der Unwahrheit wieder ganz grobe Streiche gespielt. Die alte Burschenschaft dachte nicht im Entferntesten daran, daß es für sie lediglich ein „freies Bekenntnis zur lebendigen Gegenwart und Zukunft“ gegeben hätte und sie diese zustimmend erlebten. Sie stand

Zum Übel werden!

Das Luftschiff „Graf Zeppelin“ will über den Ocean fliegen, erleidet, noch über Europa, hintereinander eine Motoravarie nach der anderen, landet notgedrungen auf französischem Boden und wird seitens der französischen Behörden bei und nach dieser Landung unterstützt, wie es hei und nach Unfällen auf See seit einem Jahrhundert eine Selbstverständlichkeit ist. Dabei beschränkte sich die französische Hilfe auf die Bestellung von ein paar hundert Leuten, um das Luftschiff nach der Landung in die Halle hineinzuziehen. Das war alles. Ergebnis: eine französische Behörde hat den primitivsten Anforderungen internationaler Höflichkeit Genüge geleistet. Doch, wir wollen nichts vergessen: die französischen Offiziere, die Zollbeamten und die Despatches des Ministeriums für Luftschiffahrt sind auch nicht unhöflich gewesen. Anderswo findet man so etwas selbstverständlich. Wenn aber Repräsentanten des neuen Deutschland, dieser sonderbaren Republik, im Auslande höflich behandelt werden, so fühlen sie sich nicht nur über Gebühr geehrt, sondern sie geraten vor Entzücken und Dankgefühlen außer sich und können sich nicht lassen, in ihren Ausdrücken überschwenglichen Preisens und der Bewunderung für den, der gegen sie, wirklich auch gegen sie, höflich gewesen ist. Man hat tatsächlich das havarierte deutsche Luftschiff nicht mit scharfen Schläfen an der Landung verhindert, die Franzosen haben seine Insassen nicht mißhandelt und beschimpft, sondern ihnen sogar freie Bewegung gestattet. Sie tun auch dem deutschen Luftschiff die hohe Ehre an, es zu umschiffen, ja es von innen anzusehen. Was sind das für herrliche moralische Erfolge! Was bedeutet demgegenüber noch der Frieden von Versailles! Müßen wir diesen nicht auch lieben, nach diesem herausgehenden Benehmen der Franzosen? Der bei weitem größte Teil der Deutschen bzw. der in Deutschland gedruckten Presse denkt so, wenn man den Kummel trübender Begeisterung mit ansieht, die jüdischen Blätter und jüdischen Größen außerhalb der Presse natürlich vorneweg. Auf dem im nebenstehenden Aufsatz besprochenen Wartburgfest wandte sich der jüdische Abgeordnete Dr. Haas nach Frankreich: „Man möge dort würdigen, wie sehr in Deutschland die Tat der Menschlichkeit dankbare Sympathien gewendet habe. Wie glücklich könnte das schwer leidende Europa sein, wenn dieser Geist gegenseitiger Hilfsbereitschaft und edler Menschlichkeit endlich einmal die Beziehungen der Völker zueinander regeln würde.“ Der jüdische Redner weiß dabei natürlich sehr gut, wahrscheinlich besser, als sehr viele andere, daß die „Beziehungen der Völker“ bis jetzt durch das Judentum geregelt werden. Aber er und seine Volksgenossen und die von diesen geleiteten Zeitungen wissen ebenfalls, wie sehr es politisch lohnend in Deutschland ist, einen derartigen internationalen Gefühlsrummel aufzumachen. Sogar eine große Anzahl nationaler deutscher Blätter beteiligt sich an diesem lächerlichen und beschämenswerten Schauspiel.

Daß auch wir mit allen Deutschen in der Bewunderung des deutschen Luftschiffes und seiner Leistung einzig sind, ist eine Selbstverständlichkeit, ebenso steht die Leistung der Führung und Besatzung sicher als mitleidig da, und beides zusammen, die technische und die navigatorische

Leistung heischt und findet Anerkennung in der ganzen Welt. Aber damit ist dann auch alles gesagt. So zu tun, als ob mit dem Zeppelinluftschiff alles verkörpert sei, was dem Deutschen hoch und wert sei, das ganze Deutschland und sein Volk gewissermaßen mit dem Luftschiff gleichzusetzen, ist lächerlich oder unaufrichtig oder beides zusammen. Das muß einmal unumwunden ausgesprochen werden, gerade auch im Hinblick auf das so große Maß von falscher Sentimentalität, wie sie sich bei solchen Gelegenheiten in Deutschland zeigt und wie sie, das ist die Hauptsache, durch die Juden und die anderen Republikaner mit sehr bewusster Absicht gepflegt wird. Seit bald drei Monaten sitzen die Geldleute der Welt in Paris, um die neuen Methoden zur Ausgestaltung Deutschlands festzulegen und unter sich über die Verteilung des Raubes einig zu werden. Das deutsche Volk, sein Besitz und seine Arbeit selbst werden hier, im Sinne des Begriffes, verhandelt, veräußert. Die Entscheidung der Geldleute und vor allem die Entscheidung Deutschlands über Annahmen oder Ablehnen ist von höchster juristischer Tragweite. Die Presse jedes anderen Landes würde, und wenn es ein Jahr dauerte, gefüllt sein durch Besprechung dieses Problems und in immerwährender Wiederholung der Bevölkerung klar zu machen versuchen, was auf dem Spiele stehe und welche Haltung das ganze Volk gegen solchen Raubzug einnehmen müsse. Daß im heutigen Deutschland davon nicht die Rede ist, braucht nicht gesagt zu werden. Wir erinnern nur daran, daß vor einiger Zeit, als es hieß, die Konferenz werde auseinandergehen, die linke Presse übereinstimmend schrieb: jedes Ergebnis sei besser, als ein Scheitern der Konferenz. Um Pfingsten hat Poincaré eine Rede gehalten, mit deutlicher Beziehung auf die Pariser Konferenz und dabei mit unerschütterter Schärfe die alte immer neue Lüge ausgesprochen: Deutschland habe die Schuld am Kriege, habe die Pflicht zu den „Reparationen“ usw. Wir haben keine einzige größere deutsche Tageszeitung gesehen, die sich mit dieser Rede in einer Weise beschäftigt hätte, wie sie deren Bedeutung entsprach. Raumangel kann nicht die Ursache gewesen sein, denn Spalten und Seiten waren voll von Dements aus Toulon und demütig übertraufte-erfreute Schilderungen über die französische Höflichkeit und Liebenswürdigkeit.

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß die französischen Liebenswürdigkeiten in Toulon und die Erfüllung der internationalen Höflichkeitsbräuche durch die französischen Behörden zweckbewußt darauf ausgehen, das öffentliche Interesse in Deutschland von den Pariser Konferenzverhandlungen abzulenken und eine „gute Presse“ in Deutschland gegen das deutsche, für das französische Interesse in dem Augenblick zu schaffen, wo die Ergebnisse der Konferenz vorliegen würden. Die Besetzung ist lächerlich. Die jüdische Linkspresse einschließlich der Mitte ist schon heute ganz auf diesen Ton gestimmt: was bedeuten ein paar hundert Millionen Mark mehr im Vergleich zur Arundtschaft des bewunderten französischen Nachbarn? So ähnlich wird es wohl kommen, wie schon so oft. Nicht überraschen, nicht nur niederdrücken, sondern zum Übel werden.

vielmehr zur lebendigen Gegenwart in Preußen und in anderen deutschen Staaten in schroffem, zorn-erfülltem Kampfe. Sie bekannnte sich zu einer Gegenwart und Zukunft, wie sie ihr vorlächelte und wie sie sie wollte, aber das war nicht die Gegenwart, in der sie, die damalige Studentenschaft bezw. Burschenschaft lebte. Die alten Burschenschafter sagten: Tod den Tyrannen, aber sie wollten ein freies großes Deutschland unter der Kaiserkrone. Sie wollten, daß dieses Reich ausgesprochen deutsch sei und deutsch sein wollten sie auch selber. Für Internationalismus hatten sie nicht das Geringste übrig. Ihr, wie Herr Grzesinski sagt, freies lebendiges Bekenntnis zur Gegenwart und Zukunft galt in keiner Weise den in ihrer Gegenwart herrschenden Kräften. Der Preussische Innenminister, Sozialdemokrat, Internationalist und allem Anschein nach Judenmischling versucht den Gegensatz logisch zu erschließen: die alte Burschenschaft nahm am Gegenwartsleben lebendig teil, die heutige schließt sich von ihm ab und lehnt sie ab, lebt dagegen in der Vergangenheit. Der Minister weiß selbstverständlich, daß dieser Vergleich durchaus unrichtig, in sich unwahr ist. Die da-

malige Studentenschaft lebte in der sehr lebendigen Gegenwart ihrer Wünsche, Träume und Ziele, die im schroffen Gegensatz zu ihrer damaligen staatlichen Gegenwart standen. Die heutige Burschenschaft nimmt im heutigen Staate eine ganz ähnliche Stellung ein, nur mit dem doppelten Unterschied, daß ihr Gegensatz gegen diesen internationalistischen liberalen und demokratischen Staat viel schärfer und tiefer ist als damals der damalige. Die heutige studentische bewußt deutsch fühlende Jugend hat einen starken und bemerkenswerten Vorsprung vor denjenigen zur Zeit ihrer Großväter und Urgroßväter: sie sieht das, was sie will und das, was sie vernichtet wissen will klar und nüchtern, jedenfalls viel klarer als die damaligen studentischen Generationen schwärmerischer Jünglinge. Ein entscheidender Fortschritt gegenüber der Jugend der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ist auch die klare Erkenntnis von der Fremdheit des Judentums. Der heutige bewußt deutsch fühlende Student ist ohne weiteres Antisemit, während die Burschenschaft der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts direkt von Juden oder durch Geheimbünde,

die von Juden geleitet wurden, in schandbarer Weise irre geleitet und mißbraucht worden ist. Wie die damalige, so steht auch die heutige Studentenschaft mitten und bewußt in der „lebendigen Gegenwart“ aber sie verneint diese und will sie von Grund aus ändern, soweit sie durch diese Republik dem deutschen Volk und Land aufgezogen ist, solange der Jude sie bestimmt, verderbt und vergiftet.

Der Preussische Innenminister sagte in seiner Rede: die heutige Studentenschaft habe das große Erbe ihrer Väter veräußert. Im Gegenteil: die heutige Studentenschaft hat das große Erbe ihrer Väter, den deutschen Gedanken, aus dem Schmutz und Schlamm des Novembers 1918 und der heutigen Verhältnisse wieder herausgeholt und hält es hoch empor.

Man kann im Zweifel sein, ob Herr Grzesinski hier bewußt falsche Geschichte redet, oder ob er nicht besser unterrichtet ist. Wie soll er auch zu richtigen geschichtlichen Kenntnissen und auch nur zu einem Schimmer des Verständnis für das Wesen und die Entwicklung der alten Burschenschaft gekommen sein? Man legt an alle diese geistigen sozialdemokratischen Parteibanden einen viel zu hohen Maßstab an. Solche Reden macht ihnen irgend einer ihrer Beamten, der über eine gewisse Bildung verfügt, die alte Fälschung: Schwarz-rot-gold 1848 gleich Schwarz-rot-gelb 1918 muß natürlich auch herhalten. So wird das Ragout je nach dem Anlaß zusammengebraut und dann stellt sich der ehemalige Parteisekretär und freie Gewerkschaftsmann hin und spricht von „Entwicklung“ und „Geist“ und was sonst noch, als ob er eine Ahnung hätte, was das alles eigentlich war und ist.

Dem Preussischen Innenminister macht erfreulicher-

weise der „größte Teil der deutschen Studentenschaft“ schwere Sorge, denn, so meint er, es handle sich um das Problem des akademischen Nachwuchses für die Beamtenenschaft. Es würde ja sehr schlimm sein, wenn die Beamtenenschaft auf diese Weise sich aus Persönlichkeiten rekrutierte, welche die „Demokratie und Republik ablehnen“. Wir schlugen dem Herrn Innenminister vor, damit er ganz sicher geht, die Beamtenenschaft nur aus Juden und Tübingen und zuverlässigen Mischlingen zu ergänzen. Die sind alle akademisch gebildet, sie sind ja so begabt. Und wo ihrem Ehrgeiz irgend welche Posten nicht genügen sollten, da könnten irgend welche Funktionäre der sozialdemokratischen Partei an die Stelle treten. Kenntnis des Parteiprogramms ist ja im Grunde viel wertvoller als akademische Bildung.

Es ist nur erfreulich, — jede Klarheit ist erfreulich — daß abgesehen vom Preussischen Innenminister das schöne Wartburgfest auch äußerlich im Zeichen des Judentums stand. Zu den Hauptpersonen gehörten der österreichische jüdische Obergewisse Dr. Karl Renner und einer der Leiter des Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, Dr. Haas. Wahrscheinlich hat auch unter den übrigen Rednern der Jude vorgeherrschet.

Die deutschbewußte akademische Jugend sollte dieses Wartburgfest und die dort gehaltenen Reden mit aller Aufmerksamkeit würdigen. Sie kann daraus erkennen, eine wie große Macht sie sein könnte, wenn sie geeignet wäre. Sie müßte dazu alles Reaktionsäre aus sich ausschleiden und würde so ohne weiteres den nationalen Sozialismus als die einzige Fahne erkennen, die in eine deutsche Zukunft führen und über ihr wehen kann.

genannt, als Schutzschild für die zu erwartende Behauptung, sie sei keine Volkspartei. Diesen Namen, so auch die Deutsche Volkspartei, auch das Zentrum nannte sich Volkspartei, entstanden vor den Wahlen zur sogenannten Nationalversammlung. Sie wurden, wie es ja parlamentarisch vollkommen richtig ist, im Hinblick auf die Wirkung bei den Wahlen auf die Massen berechnet. Diese Tatsache allein würde genügen zur Kenntnis der Partei, die unter dem Namen steht. Wie oft hörte und hört man aus den Kreisen der Deutschnationalen den Großleutner: wenn man doch nur an die Massen herankommen könnte! Nichts bezeichnet besser als diese Wendung den unänderbar bürgertlichen Charakter dieser Partei. Sie erblickt in den Massen ganz richtig etwas ihr und ihrer ganzen Anschauung vollkommen Fremdes, dessen man aber bedarft, um es zu gebrauchen, also: „herankommen“. Das bedeuft sich dem Wesen nach mit dem Ruf dieser Partei nach „steigenden, durchgreifenden Reformen“, aber die Teilung, die Distanzen, das soll alles so bleiben, wie es war, man möchte ein deutschnational-politisches Patriarchenrum im Großen in Deutschland haben. Dem Arbeiter wird mit vornehmer Herzlichkeit die nationale Hand gereicht und die soziale Hand leget ihn von oben. Es ist immer von oben. Sehr freundlich, sehr gutig, wohlwollend und streng, aber Distanz!

Wir wollen von vornherein hier einer Mißdeutung vorbeugen: in keiner Weise und nach keiner Richtung soll hier einer geistigen Gleichmäherei das Wort geredet werden, im Gegenteil. Der Volksgedanke aber und damit der volksgenössliche Gedanke soll und muß die alten Standes- und Klassenunterschiede und das gesellschaftliche Chinesentum zerbrechen. Das ist es, was wir wollen, und was der Nationalsozialismus auch in seiner Partei als Form zum Ausdruck bringt und von innen heraus ganz verwirklichen muß, wenn er nicht mit einer Enttäuschung enden soll. Dazu gehört aber, besonders für die älteren Jahrgänge, eine Vorurteilslosigkeit und ein Sieg über den eigenen Dünkel und über den des Standes, der Klasse oder des Berufes, wie er sich in Deutschland unverändert gerade in diesen früher herrschenden Klassen und Ständen als maßgebend bemerkbar macht. Es gibt nicht wenige, die der alten Auffassung hier zustimmen, teils aus Ueberzeugung, teils aus Bequemlichkeit, auf diese Weise entwurzelte sich der Mensch, er verliert Halt und Linie, er könne ohne seine gewohnte, angenehme Umgebung, in der er geboren sei oder in der er sich später im Beruf entwickelt habe, nicht entbehren, ohne sich auch innerlich unheilbaren Schaden zu tun. Man konnte Meistliches früher in der Tat beobachten und feststellen, so daß bei solchen früher oder später starke Verbitterung gegen ihren früheren Kreis Platz griff, besonders bei ehemaligen Offizieren. Dem stellen wir nun — ganz abgesehen von der großen Veränderung aller Verhältnisse — eben den volksgenösslichen Gedanken gegenüber. Auf den Boden dieses Gedankens kann jeder treten, ohne sich etwas zu versagen. Aber, um es zu wiederholen: das geht nur durch eine völlige Ummwälzung, eine äußere und meist auch eine innere, denn eine innere vorherige Bereitschaft gehört immerhin bei uns zu den Seltenheiten.

Wir sind keine Bürger

III.

Den Reichsmarschallern ist es ein altbekanntes, hier sehr oft vorgetragenem Gedanke: um eine wirkliche deutsche Zukunft zu schaffen, und den Weg zu ihr frei zu machen, seien die Reformen nicht das richtige Mittel, sondern nur eine „grundstürzende und grundlegende Ummwälzung“. Ich habe diesen Gedanken seit dem Erscheinen des Reichsworts vertreten. Und die Auffassung hat nach auf der letzten Tagung der Deutschpölitischen Freiheitspartei, der ich beiwohnte, im August 1926 lebhafteste grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten hervorgerufen.

In unserer Zeit, wo starke und stärkste Worte fortgesetzt die Atmosphäre erfüllen, ist man leider geneigt, meist nicht über den Sinn gerade sorgsam gewählter Wortwendungen nachzudenken und sie sich dem Sinne und den praktischen Folgerungen nach zu überlegen. In den nationalen bürgerlichen Kreisen überhaupt pflegt unter Revolution durchschnittlich nur ein mehr oder minder gewalttätiger Sturz der bestehenden Staatsgewalt und des durch sie vertretenen Systems verstanden zu werden, daß im allgemeinen und hier im besonderen die nationalen Kreise und Schichten, also die frühere Oberschicht wieder zum beherrschenden Einfluß in Staat und Gesellschaft gelange. Es gibt in diesen Kreisen und Gruppen sehr viele, die, in ihrem stillen Herzen, der Ueberzeugung leben, eines Tages werde der liebe Gott auf den Knopf drücken, die nationale Revolution entfesseln, und kurz darauf nach unblutigem oder blutigem Kampfe, seien die Klassen und Schichten der Vorkriegszeit wieder „oben“. Daher begegnet, wer von uns von der Notwendigkeit einer tatsächlichen Ummwälzung, zu deutsch: Revolution, spricht, in nationalen Kreisen meist heifälligen Zustimmung, oft mit der Nebenbemerkung: da sind wir doch wieder einmal einig, wir gehören doch überhaupt zusammen; und was euer Stedenpferd: das Soziale, anfangt, so werden wir darin auch schon einig werden. Viele der Leser dürften solche Gespräche kennen, in ihrer endlosen Wiederholung des gleichen — überaus dürftigen — Gedankeninhalts, und der Hoffnungslosigkeit, am Ende des Gespräches den anderen nicht allein überzeugen zu können, sondern aufzustehen zu sein, überhaupt sein Verständnis dafür zu gewinnen, was wir wollen und welche Voraussetzungen wir an die Verwirklichung unseres Willens knüpfen. Ja, heißt es, euer soziales Stedenpferd! Natürlich, auch wir sind sozial! — wird uns erklärt, aber: was soll ihr denn jetzt noch mehr erreichen und geben. Die Leute haben ja doch alles erreicht, sie haben sogar die Arbeitslosenversicherung; wollt ihr Nationalsozialisten ihnen denn noch mehr geben? Sie werden ja dann doch nur noch unzufriedener. So und in ähnlichen Varianten spielen sich diese unerfreulichen und meist gänzlich vergeblichen Versuche, einander zu verstehen, ab, ohne daß es gelingt, auf den eigentlichen Grund hinunter zu gelangen und die eigentliche Ursache zu sehen.

Wir verlangen jene vollständige grundstürzende und grundlegende Ummwälzung nicht in dem bekannten Pathos des Revolutionärs, nicht wutstöhnend gegen „die da oben“, oder in einer verfehlten nachträglichen Begeisterung für die alte Mauerparole von 1789: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Derartige liegt uns ganz fern, und „liegt uns“ überhaupt nicht. Wir meinen auch nicht, das muß in Deutschland wohl vor allem gesagt werden — die Partei. Da kann übrigens am Rande darauf hingewiesen werden, daß die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei sich ihren Sätzen gemäß auflösen wird, sobald sie ihr Ziel erreicht hat. Es geht uns also auch nicht um die Partei.

Vor wenigen Jahren hat sich begeben, daß ein recht bekannter ausgesprochen völkisch gefärbter preussischer Adliger sagte: er sei ja vollkommen unserer Ansicht, hätte alle Grundsätze, auch gerade auf dem nationalsozialistischen Gebiet, aber er könne den Schritt nicht tun seiner Familie, hauptsächlich seiner Kinder und im besonderen seiner Tochter wegen. Auf eine interessierte Frage nach dem Alter der Tochter erfuhr man, das sie sich im zehnten oder elften Lebensjahre befinde. In weit vorausblühender väterlicher Sorge wollte dieser ganz stark völkisch gefärbte Mann den Schritt nicht tun, der ihn von seiner, wie er jedenfalls sagte, tiefen und gefestigten Ueberzeugung trennte: die Heirat, so deutete er befragt an, könnte ja im voraus unmöglich gemacht werden. Das klingt vielleicht grotesk, nicht alle werden so etwas sagen, aber zahlreiche Adlige und Nichtadlige, die alle eben „Bürger“ sind, werden so denken, jedenfalls derartige Vorwände gebrauchen. In dem angedeuteten Fall ist es schwerlich in

Wirklichkeit die Sorge um die vielleicht zehn Jahre später akut werdende Heiratsfrage der Tochter gemein, sondern allgemein die unerbittliche Scheu oder Abneigung, die eigene, die angewohnte und angeborene Atmosphäre zu verlassen, und sich auch innerlich etwas Neuem zu öffnen, die Mühen, unter Umständen auch Qualen und Entbehrungen, die damit verbunden sind, auf sich zu nehmen, die nur denjenigen wenig jähbar sind, die ganz vom neuen Gedanken erfüllt werden. Alle diese Hemmungen sind aber umso stärker, je fester diese Menschen im Bewußtsein und Gefühl ihrer Klasse, ihres Standes und ihrer gesellschaftlichen Welt, ihre äußere und innere Grundlage und Stütze besitzen. Das sind letzten Endes die charakteristischen bürgerlichen Eigenschaften, einerlei ob die Betreffenden geborene Zinnschmiede oder frühere Offiziere, ob sie adlig oder nichtadlig sind.

Auf der nationalen und nationalistischen Seite fühlt man wohl auch innerhalb der eigenen Sünde und der eigenen, also der Deutschnationalen Partei — sie hat sich ja auch mit überlegter Absicht, lucus a lucendo, Volkspartei

„Eine Tür fällt ins Schloß“

Roman 11. 22. Tausend von Tilla Durioux, Horen-Verlag, Berlin *)

I.

— Die Berliner Schauspielerin Tilla Durioux, Tochter des österreichischen Kriegsrats Grafen, eines Nichtjuden — ihr Bühnennamen stammt aus dem Werk des negroiden Judenmischlings Dumas-fils, „Question d'argent“ (1857), wo eine Durioux ihrem reichen Mann gegenüber die weiße Untergebene spielt? — kam jung nach Deutschland. Sie wurde bald die Frau des jungen Eugen Spiro, eines „Kunstmalers“, und von diesem geliebt, dem Paul Cassirer, Berlin W, Viktoriastraße, angeheiratet, einem reichen „Verleger, Kommunisten“ und, wie Henkel sagte, „übertragendem Deutschen Kunsthändler, der zugleich Amateur ist“. — In Berlin W gibt es außerdem den Verlag Bruno Cassirer.

Jüngst hat nun die temperamentvolle Tilla, die sonst mehr oder minder tüchtige „moderne“ Werke Anderer auf noch „modernerem“ Bühnen zu spielen hatte, selbst zu dichten versucht; aber von Natur in dieser Hinsicht schwächer begabt, brachte sie dabei, statt eigener künstlerischer Erfindung, wohl mehr das an, was sie selber in reiferen Jahren erlebt haben wollte, denn ... Jude und Christin können sich leicht verstehen, wenn ihre gegenseitige Liebe der Polmetisch ist; aber eine Christin in einer jüdischen Familie ist verloren und wahrscheinlich geht es einer Jüdin unter Christen ebenso. Meine Ahnen wurden gemartert, die euren gefoltert, also haben wir nichts voneinander vorzus. ...

Man kann gewiß aus Kapiteln dieses „Schlüsselromans“ einzelne Vergleiche aus der einstigen Umgebung Tillas, die allerdings allerlei durchgemacht haben muß, herausklauben. Aber solche Arbeit mag besser den jüdenüberfüllten, germanistischen Seminaren unserer ehemals deutschen Universitäten vorbehalten bleiben. —

Uebrigens macht Tilla, die in der Presse sogar als „nordische“ Frau bezeichnet wurde — soweit sich nach ihrem Bilde auf der schmunden Bauhinie des Romans urteilen läßt — vielleicht mehr einen slavischen Eindruck, von jener Beimischung, der man im leichten Oesterreich öfter begegnet: lange Lippen, breitgenüster Nase, ausbuchtende Backenknochen, absteigende Augen; über den Oberkopf läßt sich wegen des Hütchens nicht viel sagen; in der wohlgebildeten beringten Hand steht noch eine angegrautete Zigarette. Auch sie selber wird sich kaum als „nordisch“ empfinden. — rühmte sie sich doch einst, wie Kumpelstilzchen, 1922, S. 18, schreibt: „es gäbe auf der Bühne keine zweite solche Satansbraut, wie sie selber eine sei!“

Wer den Roman vorurteilslos liest, fragt, warum Tilla nicht lieber ohne Schleier und Verkleidungen, ihr Leben bekliebt, statt in diese „Phantastiken einer Schauspielerin“ bloß einiges Persönliche hineinzumischen, das in den verhängten

*) Der Roman ist freilich schon ein halbes Jahr alt, hat aber so sehr Verbreitung gefunden, daß es sich doch lohnt, auf die ihn begleitenden Umstände ausführlicher einzugehen, ehe er als Zeichen der Zeit plötzlich ausgesetzt hat. Die Schriftleitung.

Formen nicht ganz zu seinem Rechte kommt. Es ist nun so wie bei manchen Geschichtsromanen, z. B. des George Ebers aus der Familie Ephyraim, wo Dichterei und Wirklichkeit so heftig miteinander streiten, daß uns keine befriedigt und wir schließlich wieder zu Mommsen, Curtius und Treitschke greifen, um nicht wissenschaftliche Stoffe von fremden Literaten länger verjähren und verschütten zu sehen. —

Nun fehlt aber unter den Lebensgeschichten unseres Schrifttums gerade noch eine ungeschminkte Selbstdarstellung der Nichtjüdin, die einen Juden heiratete, der Son-Grav, Gaité, die mit einem „Tate“, hebräisch: Mann, Vater, verflochten ist, kurz der „Tattel“, wie die Studenten sagen. Doren lauten bei allen, vom Sozialparasiten überfallenen Wirtsvölkern ja genug herum. Dafür wäre grade Tilla, die es zweimal mit Juden probierte — wie andererseits der nichtjüdische Dichter Richard Dehmel als „Kaiser“ (Mann einer „Kalle“ (hebräisch: Tochter, Weib, Frau) eben so oft und gewissenhaft mit Jüdinnen operierte — vor allem zuzuhilfen. Es läme nicht darauf an, daß sie ihre Erlebnisse und Beobachtungen richtig deutete, dafür hat sie nach jetzt von Kalle und Gegenrasse so wenig Ahnung wie einst Richard Dehmel — es kommt nur darauf an, daß sie überhaupt mal wahrheitsgemäß erzählt, was sie sah, erlebte und was jene mit ihr und sie mit jenen machte. Die weitere Auslegung konnte sie selbst den nichtjüdischen Vertretern der „Wissenschaft vom Judentum“ überlassen, die auf ein solches Buch schon lange warten.

II.

In dem Milieu, worin Tilla in jüngeren Jahren jammerte, atzte besonders ihre zweite Judenraute dramatisch in die Geschichte unseres deutschen Volkes, seines Wirtsvolkes, ein. Daß bei Cassirer's eines der „intellektuellen“ Zentren für Berlin, Europa, ja für die Welt gewesen sein muß, beweist schon die Menge der geschäftlich geförderten Juden und Genossen. Denn in Cassirer's Verlag kamen u. a. heraus:

Borlach, Ernst; Behmer, Marcus; Blau, Albrecht; Corinth, Louis, jüdisch verheiratet; Gold, Alfred; Grabowsky; Grömann; Guthmann, Joh.; Guttmann, Alfred; Hatpang, Lu.; Heine; Koberg; Buch Judith; Landau, Paul; Lema, Ernst; Lieberman, Max; Mann, Heinrich; Netto, Walter; Oppenheimer, Max; Strud, Hermann; Waller; Wedekind.

Und wenn wir von den vielen Zeitschriften nur eine seinen „Neuen Weg“ nehmen, so brachte der allein 1919 literarische Zeitrage von:

Friedrich Adler; Ernst Borlach; Eduard Bernheim; Max Dori; Kurt Eisner; Hellmuth Jalkendel; Jakob Fromer; Walter Halencleber; Karl Kautsky; Oskar Kozelska; Wladimir Kozlenko; Gust. Landauer; Else Lasker-Schüler; Ferdinand Lasker; Max Lieberman; Rala Lurermura; Franz Marx; Bruno Schöniant; Ulrich Steindorff.

Dazu ein paar Nichtjuden und eine Original-Lithographie von Max Liebermann. Mehr konnte man nicht verlangen.

Ferner soll Cassirer in enger Beziehung zu Robert Bruegel, geb. Friedländer, zu den Rathenau's, zu dem mit Liebermann verwandten politischen Berater Berthmann Hollwegs, Dr. Riegler, zu Max Warburg u. a., — auch zum Grafen Harry Kessler gestanden haben.

Oben hörte man Tilla, die wohl überdramatisch mit dabei war, des beideren grade über diese Leute. Welche Einblicke in sonst argwöhnisch sich verhaltende, weltpolitische Kreise könnte sie geben! — Ihr Mann, Paul, war übrigens vor dem Kriege auch Präside der Berliner Sezession; er verstand ja wohl, Silber auszufinden und seinem Geschäft somit einen gewissen Halt zu leihen, um daneben auch Schund herausbringen zu können. In Deutschland vertrieb er zuerst den unverkauften Teil der Pariser Durand-Kuelischen Sammlung. Lebende Künstler mochte er sich bald gefügig. Denn auch Moser mit guten Namen müssen heutzutage schon die entwürdigenden Bedingungen annehmen, wenn Händler sie verschleudern oder ihre Talentlosigkeit durch die Presse zu beweisen drohen wollten. Der gute „Tag“ erwähnte 16. 4. 1913 Paul's Wort: „Die Mitglieder der Sezession sind meine Sklaven.“ — Der Präside änderte dann auch seine Stellung zu den damals Neuesten, wie Weichstein und Genossen, deren überzeugter Gegner er gewesen war. Als aber Februar 1913 die Firma Gurlitt Silber von Weichstein aufkaufte, schlug Cassirer um, wohl in der Angst, überflügelt zu werden, und weil er die Leute irgendwie doch durchkommen sah, und spannte sie mit vor seinen Wagen. Und mit dem Juden mauferten sich die meisten Juroren der Berliner Sezession, und die eben verdammt Kunst wurde, als Experiment eines Handlungshauses nebst dessen schon lange gehandelten Bildern-Inhalt der „Sezessionsausstellung“. Bei „Eröffnung“ derselben wollte Cassirer in einem Prolog diese Ausstellung als von den „Idealen der Sezession“ gefordert, erklären, ohne daß er aber besagte Ideale schilderte; er wurde nämlich heiser, und so mußte Baluschek den Prolog vorlesen wobei man von der geistigen Vaterschaft Cassirers nicht viel erfuhr. Oder steckte noch ein anderer Großjude dahinter?

Oh, Stauff hat 1913 in einem des Neudrucks wertigen Aufsatz: „Das Fremdtum in Deutschlands bildender Kunst oder Paul Cassirer, Max Liebermann usw.“ diese klassischen Vorgänge behandelt.

Seine größte Zeit hatte Paul jedoch im Weltkrieg. Die Generalkommandos rissen sich darum, den Wohlgenährten, ja Feinden, mit an die Front zur Verteidigung von Land und Leuten, an denen er grade genug verdient hatte, zu kriegen. Vergebens: denn die preussische Regierung konnte ihn noch viel besser brauchen, wie Hilmar in „Juden und Weltkrieg“, 1916, schreiben durfte: „Deutscher Regierungskommissar der Ausstellung deutscher Malerei in der Schweiz, die während des Krieges in neuem Auslande die deutsche Kunst als Werbemittel für das deutsche Völkchen zeigen soll, ist: Paul Cassirer, der Inhaber des bekannten Kunstsalons und händiger Aussteller von Erzeugnissen der Malerei.“

Am 26. Oktober 1918 mußte das Schöffengericht in Berlin über Cassirer's und seiner Frau Privatklage gegen Zeitungen verhandeln, die den Kunstausstellungen des Regierungskommissars in Zürich, Sommer 1918, etwas auf die Füße getreten waren. Der „Fürmer“ warf Paul vor, bei Tanner in Zürich französische, geschweidrig nach der Schweiz geschmuggelte Bilder aus seinem Privatbesitz, zu Verkaufszwecken vorgeführt zu haben; auch hielte er sich trotz des abgelassenen Falles unerlaubt in der Schweiz auf! Die „Leipziger Neuesten“ hatten über einen „Jell Cassirer“ an das Auswärtige Amt berichtet und die „Tägliche Rundschau“ etwas von dem „Kunstbörsenwettbewerb“, unter dem wir jetzt stehen, vorausgesehen.

In der Verhandlung erklärte der Vertreter des nicht erschienenen Paul, daß dieser bis vier Tage vor Eröffnung der Ausstellung als Soldat krank und deshalb für sie nicht verantwortlich gewesen wäre. Die part nach der Schweiz legal übergeleiteten Franzosen hatten nur zur Aufschmückung seiner Wohnung im „Hotel Sauer“ dienen sollen, wo er, immer noch elend, sein Leben fröhlich, nachdem er, schwer nervös und vollkommen dienstuntauglich, nach schmerzlicher Unterbindung durch verschiedene Generaloberärzte aus dem Frontdienst entlassen sei. — Der Verteidiger der Beklagten beantragte dagegen Freisprechung der Zeitungen: „Das Auswärtige Amt hätte sich im Auslande von den besten ungeeigneten Leuten betreten lassen. C. habe in einer Zeit, wo Transporte über die Grenze fast unmöglich waren, Privatbilder nach der Schweiz geschickt und — dafür reklamiert, deutsche Kunst in der Schweiz vorzuführen — holländische und französische Bilder im Hotel und in der Kunsthandlung Tanner gezeigt und drei Franzosen sogar zu verkaufen gesucht. Das sei weder klug noch patriotisch, noch gewissenhaft gehandelt.“ Nach Minuten war das Schöffengericht dem Antrag gefolgt und Paul mit den Reiten belegt, weil er eine französische Ausstellung gemacht hätte: sonst sei nicht zu erklären, daß er sich seine Kunstgegenstände für das Hotel herüberkommen ließ; und seine eigenen Erklärungen bewiesen, daß er die ihm von der deutschen Regierung übertragene Vertrauensstellung mißbraucht habe.

Diese Dinge könnte Tilla gewiß höchst interessant ergänzen, denn sie hatte selber z. B. neben Paul in der Schweiz auf einem Autorenabend der Züricher Firma Rascher u. Co. statt über Deutsche, wozu sie ihr Geschmack und ihre Stellung als Deutsche-Kunstkommissariatsgattin vielleicht hätten veranlassen sollen, nielmehr über und von Judengrossen, Passifanten und Ententisten gesprochen und dabei Abschnitte aus den „lettres d'un soldat“, dem ergreifenden französischen Kriegsbuch“ und „Dichtungen“ von Decher, Werfel, Däubler vorgetragen.

III.

Die interessante Judenfrau hat übrigens schon früher eine breitere Öffentlichkeit beschäftigt, als nämlich 1912 der Berliner Polizeipräsident von Jagow sich mit ihr schrieb, — zu einer Zeit, wo er grade ein von Kempner-Kerr herausgegebenes Blatt aus Cassirer's Laden wegen einiger Veröffentlichungen beanstandet hatte. „Diese Halbmonatschrift“, sagte damals die Vorzeitung: „Wegweiser und Wegwarte“, heißt „Der Pan“ und arbeitet mit dem Schreden. Sie trägt aber auch mit großem Fleiß die Luft an Unsitlichkeit in das Volk, womit man bekanntlich in Berlin seinen künstlerischen Befähigungsnachweis immer zu erbringen pflegt.“ — Die „Frankfurter Zeitung“ erklärte freilich die von Jagow angeforderten Bruchstücke Frauberts für einwandfrei, aber Cassirer wurde doch wegen der Veröffentlichung von „Frauberts Reisebriefen“ — wenn auch nur zu 100 Mk. — (Gerichtsvorstand: Beklagte) verurteilt.

Kerr schnob, wann und wußte alsbald seine Rache ob des behördlichen Eingriffes, als nämlich sein großer Gegner Jagow in aller Ruhe ein Gespräch mit einer Schauspielerin geführt und dieses bei Gelegenheit fortgesetzt zu dürfen gesiegt bekommen hatte:

„Er berief sich dabei in einem Briefchen auf seine Jenoren-aufgabe und fragte, ob ihr kein Besuch angenehm sei. Eine einfache Sache. Der gewöhnliche Deutsche wird aus dem Brief etwas herauslesen, was darinnen steht. Aber Kerr las ganz etwas anderes heraus. Eine Annäherung? Herr Polizeipräsident, sind Sie ein kleiner Schwermüder? Sind Sie um die eigene Sittlichkeit weniger besorgt, als um die Sittlichkeit der Leser des „Pan“? Natürlich, Kerr sagte das nicht gerade heraus. Solche Gedanken brauchen nur im Tone verhaltenen Züsterheit in die Öffentlichkeit geworfen zu werden, so sorgt die gefinnungsverwandte Presse schon von selbst für Verbreitung. Selbstverständlich liebt jetzt jedermann das harmlose Briefchen mit Kerr's jüdischen Augen. Die Suggestion ist der Kafening, mit dessen Hilfe östliche Literaten das deutsche Völkchen nach ihrer Weise tanzen lassen. Aber wie kommt Kerr zu dem harmlosen Brief? — Nun, die Schauspielerin heißt eben Tilla Durieux und war — wahrscheinlich hat das Jagow nicht gewußt — 2mal östlich verheiratet, augenblicklich mit dem Kunsthändler Cassirer; einer von den Männern, die den Kunstgeschmack der Großstadt bestimmen, weil sie die einzigen sind, welche die Kunst bezahlen. . . . und Cassirer ist Mitverursacher des „Pan“. Da hat man's. Er wollte war nicht, daß der „Pan“ in seinem Organ zur Sprache käme; das ist klar. Er hätte die Senzation und damit verbundene Reklame lieber einem fremden Unternehmen zugewandt. Aber Kerr war Charaktervoll, ließ sich nichts einreden. Und so kam das niedliche Ständchen eben doch im „Pan“ zur Welt. — Cassirer ist daran unschuldig wie ein neugeborenes Kind, und Kerr hat aus seinem bekannten peinlichen Pflichtbewußtsein heraus gehandelt; denn wenn sich ein Jenior mit einer Schauspielerin über Kunstfragen unterhält, ohne Kerr mit zuzuziehen so weiß der Kuckuck, welche jüdischen Gefahren den Ausländer des Jeniorenamtes bedrohen. — Kerr hat also den Polizeipräsidenten in Schutz genommen gegen sich selbst. Polizeipräsident von Jagow muß wohl bald sein Amt an den Nagel hängen. Seine Stubezeitung ist angezweifelt worden von einem, der . . .“ Soweit „Wegweiser und Wegwarte“.

IV.

Als Mensch und Künstlerin fand Tilla trotz alledem bei ihren Juden keinen rechten Anflug. Dr. Rechtsanwalt Kurt Tscholsky, der in und nach dem Kriege als Ignaz Wrobel, Pant her, Theobald Tiger und wer weiß sonst noch, im Vordergrund der Ereignisse, wie Heine auf Deutschland stuchte und sich öffentlich berühmte, jedes Geheimnis der deutschen Wehrmacht jeder fremden Macht auszuliefern, wenn es ihm zur Erhaltung des Friedens notwendig erscheint“ — beschrieb lieblos in Sigi Jakobson's, des Kasseler's, „moralischer“ Schaubühne 1914, 184 ff, sie und ihr Wirken:

„Es ist nicht in ihrer Nähe, heiß und drückend. Man lehnt sich nach einem frischen Wind, nach einem lustigen, verknüpfenden Wädel, das nicht mehr Frau ist, als eben dazu gehört, und das einem die Hand drückt wie ein guter Freund. Da unten aber ist's fürchterlich: sie jongliert mit Gefühlen, die jederzeit abknappen können, und ihr Haus hat tausend Zimmer, eins an dem andern, und in dem letzten ist nichts. Oder doch sehr wenig. In diesem Stadium mag das Wörtchen „Geschlechtsakt“ abkühlen. Es wird so, wie man die Hostie ein Stückchen Teig nennt: Sakrifiz. Über ein notwendiges; denn es erscheint angebracht, diesem Top (von Tüchlein und Tüchlein) das zu nehmen, was ihn mächtig macht: den Glauben der andern. Was sind diese ohne den Mann? Langweilige und faule Haremstiere, die keine Interessen haben, die in der Natur, in den Büchern, in der Kunst bei anderen Menschen nichts finden. Daher ist das, was sie zum Schluß zu geben haben, das wenigste. Und sie unterbrechen ihr Gebet fortwährend — sie wissen warum. Auf eine kleine Kläiche geht er ein Tropfenzähler. Auch wäre der gerade Wege so verdammt kurz; nun, so gehen sie den gekrümmten, und ihre Dummheit trüben ihn noch, statt einen tiefen Strich durch die verpfuschte Zeichnung zu ziehen. Und was sind diese mit dem Mann? Herrlicherinnen über gehugte Rücken, denen die Köpfe verloren gegangen sind: sie lömigen das Szepter an, wenn's sein muß, über ganz verrottete die Festsche.“

Diese, wie man sieht, auch interlinear wichtig ausgebaute Charakteristik hindert doch die Zeichnerin nicht, in der selben „moralischen“ Schaubühne Siegtieds über ihren Stief auszulassen:

Die innerste Sehnacht der Schauspielerin, die ihre Kunst liebt, ist, daß das erotische Empfinden der zusehenden Männer und vor allem der Kritiker gänzlich bei der Beurteilung ihrer Kunst ausgeschaltet wäre. Wir Frauen möchten unsere Kräfte hinter der gedächerten Frau verschwinden lassen, damit die wahre Sinnlichkeit der Kunst über die Herzen der Menschen die Herrschaft gewinne. Mir ist meine Kunst Gelegenheit, ins Unbekannte zu schweifen, die Türen zu öffnen, damit das, was auf dem Grund meiner Seele liegt, zum Vorschein kommt.“

Wie Tilla übrigens auf Leute außerhalb des Saucs wirkt, mag man aus „Kumpelstücken“ entnehmen, der sie 1922 S. 119, „Berliner Uckerle“ in der Strauß'schen Jaserhs-Legende sah:

„wie ein Steinbild sitzt die finstere Vorphyar neben dem finsternen Gatten, Tilla Durieux! Das Tiger a sich aus dem schwülen Dämonen. Man fühlt, wie es in ihr leuchtet, wie sie den ganzen Trödel verachtet, wie sie im nächsten Moment, aus ihrer bronzenen Ruhe sich aufringend, den Gatten ermüden könnte. Da steht der junge Sklave Josef, der Hirtenknabe, und tanzt seinem Gatte zu Ehren, wie später König David vor der Bundeslade, einen ganz unsinnlichen Tanz hymnischer Begeisterung, das Antlitz und die Arme zum Himmel erhoben. Nun zuckt es in dem Tiger weichen. Langsam

rollen sich die Finger. Die Augen trinken den reinen Jünglingsleib voll verzehrender Bier; es glimmt in ihnen von wildem Durst. In der Nacht darauf tanzt Frau Vorphyar vor dem Schlaflager Josef's um seine Liebe, wie nur eine Tilla Durieux am Liebe tanzen kann. Sie ist nichts weniger als ellenfüßig. Tut nichts. Sie tanzt mit den heißen Augen, mit den lodernden Brüsten, mit der ganzen zitternden Körperhaut, sie tanzt sich, noch erschauernd, in Josef's hauchzarten Mantel umwurf hinein, nachdem sie den Jüngling selbst schon der Häßlichen und Henkern überantwortet hat. Die Männer mit den glühenden Zangen oder brechen nieder, die Ketten fallen von Josef ab, unter himmlischen Chören steigt er zur Erscheinung des rettenden Erzengels empor. Die Vorphyar erwürgt sich mit der Perlenkette.“

Als übrigens Tilla 1919 aus Zürich glücklich wieder im Norden, oder nielmehr Westen gelandet war, schlugen sie und Paul im ersten Stad ihres gastlichen Hauses zu Berlin ein Hauptquartier für literarische Spartakisten auf. Löwe dieses Verhörensalons und literarische Attraktion war der vielfach als Tilla's Neffe angesehene, aber wohl nur innerlich verwandte Halbbruder Halenclener, der für und über die Spartakisten redete. Oberhalb des Kreises aber schmeckten die Geister der Mörder des deutschen Volkes, der hingerichteten Münchener Weltrevolutionäre, Gustav Landauer's, Lewin's, Kollens usw. Wie hoch es vorm und im Kriege bei Cassirer's herging, stellt auch die „Wahrheit“ 31. 8. 1928, aus der anscheinend recht gehässigen Niederdrift „eines alten Parteigenossen“ fest: „Die Führer, die sich öffentlich . . . als „urwürdige“ Arbeiter ausgeben, juchen mit Verleibe die eleganten Salons der Millionäre auf: bekannt ist allgemein, daß sie im Salon der Gräfin Treuberg so lange aus- und eingingen, bis die Dame verhasst und ausgewiesen wurde (wegen Spionage!). Noch großes res Aufsehen aber erregte es, als . . . enthielt wurde, daß sich die Führer der U.S.P. (die heutigen 100prozentigen Sozialdemokraten!) bei dem vielfachen Millionär Paul Cassirer regelmäßige Steuereinsgaben. In diesem Millionärklub, von dem gewöhnliche Arbeiter ferngehalten werden wie ein Komposthaufen von König von England, verkehrten die SPD-Leute Dr. Breitscheid, Erminijer Simon, ferner der Chefredaktor der „Freiheit“, Dr. Hilferding, und andere mehr. . . . Es bleibt also dabei: öffentlich führten sie einen angeblichen „prinzipiellen“ Kampf gegen den Kapitalismus — heimlich aber kommen sie in den Salons derselben Kapitalisten zusammen und lachen dort bei Sekt und Jusiers über die Arbeiter, die ihnen immer noch nachlaufen.“ Das schreibt also ein wirklicher Sozialdemokrat. —

Anfangs der 1920er Jahre trug Tilla auf Scheidung auch von ihrem zweiten Judengatten an, der sich aber während der Verhandlung in den Räumen seines Rechtsanwalts plötzlich absetzte. Was den C. zu seiner dunklen Tat trieb und über andere „nähere“ Umstände, darüber ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Wir kommen aber darauf zurück.

V.

Man sieht, Tilla könnte aus ihrem Leben, das sich bald da und dort mit den Prominenten und derzeit Mächtigen dieses Globus innigst berührte, was heraus schlagen, das auch des Interesses vollkommener Kreise gewiß sein dürfte. Statt dessen macht sie einen Roman: „Eine Tür fällt ins Schloß“ . . .

Die Heldin, nichtjüdische Schauspielerin, Carola Peters, ist die Frau des jüdischen und berühmten Genetologen Professor Friedrich Karl, also eines Namensvetters, des großen, tapferen Hohenzollern: „ein kluger Kopf mit mächtig vorspringender Nase — die fast spanisch wirkte, mit einem Zug ins Galante“. Die Witzpote verhält sich gegen die Eindringlinge feindselig: „Zur Familie gehörte nicht . . . weil Du eine so sonderbare Art hast. Ma' kennt Dich und ma' kennt Dich nicht. Hast 2 Augen, 2 Füß, 2 Händ' aber Dein Kopf ist von mo anders her“. Carola trennt sich dann von der Horde und auch von dem jüdischen angehauchten Friedrich Karl wegen der merkwürdigen Umstände, die er benützt, um richtig zu brunten. Zuletzt entartet der Jude völlig: „Er wendete seine Aufmerksamkeit in auffälliger Weise einem jungen hübschen Studenten zu, dem er eine besondere Vertrauensstellung einräumte. Und bald hatte Carola die Gewißheit, daß auch hier manches geschah, was der Umgestaltung fernborgen bleiben mußte.“ — Le vive juif!, wie aufgeklärte Franzosen sagen. Dafür fällt Carola selber ohne priesterliche Weihe dem viel tüchtigeren Fantiar und Ritter Bernhard Märzbach aufs Lager, bleibt aber disharmonisch; zuletzt stüchzet sie, weil ihr überfüllter Leib schon lange keinen Orgasmus mehr zu wege bringt und sie sich frigid fühlt, zu einem Treudischen Psychoanalytiker, der natürlich auch nicht helfen kann und gleichgeschlechtliche Liebe empfehlen möchte; sie findet sich bald überhaupt nicht mehr im Leben zurecht, so: „fällt denn eine Tür ins Schloß“, wie der Schluß vieldeutig sagt. —

Wir „Literatur“ hat der Roman, dessen wesentliche Teile sich, ohne daß es dabei immer Nacht zu sein braucht, im Zeit abspielet, wenig zu tun; er gehört zu jener Literatur, die, wie aus dem Ghetto heraus, heute die Kunst der Witzpöster überfüllt. Die Darstellung ist eintönig, meist handelt es sich im Gegenjah zum leichten Titel, um weit offene Türen, wie Chaim Heine-Füchsburg äußert: „Ein Tor ist immer milia, wenn eine Tür in will“. So wird denn, ohne viel Anmerkungen, coram publico stets der letzte Trumpf ausgepielt. Gleich am Anfang des Fuches sucht die Heldin eher freudlich den Tote Märzbach in seiner Ruhe auf, was es S. 15 hurtig in medias res geht: „Um allen Gedanken und Betrachtungen ein rasches Ende zu setzen, begann Carola plöcklich wie unter einem unerklärlichen Zwang sich zu entkleiden. Das Knistern der fallenden Seide rief Bernhard herein und nach einem kurzen, erstauten und gequälten Blick begann auch er, sich wortlos auszuziehen“. Erst S. 18 hört das mit allen Schikanen ausgekostete Seilager auf, das im Lauf der Erzählung mit denselben oder anderen Personen so oft wieder bestritten wird — „noch a möl, noch a möl, noch a möl“, wie es in Keller's „Wasserdändler“ heißt, — daß einem bei dieser Reue beschneitener Striche non so und mehr Jahren wirklich speübel werden kann. Im Anfang des cap. 3 kommt sogar der betrogene, aber auch betrügende Ehemann dran. — Was sagen die Hüter des Schmutz- und Schundgeheges zu vielen in's Kleinste gehenden Ausmalungen und Wiederholungen?

Die realen Akte werden aber noch durch die vor der Erzählung liegenden, bloß herimtelten, vermehrt: so wurde die Heldin von ihrem leiblichen Onkel Fritz desloriert: „ach nein, ich selbst gab mich ihm hin, getrieben von der Neugierde zu erfahren, was wohl hinter dem großen Geheimnis wäre. Und als er mich dann mit seinem „Scheidel besabberte, konnte ich nicht begreifen, daß dies Liebe sein sollte“. — ferner noch durch die bloß beabsichtigten, ideellen Akte, durch die Anträge an Carola, die an gemeiner Deutlichkeit der Dinge auch nichts zu wünschen übrig lassen und ebenfalls auf's Ganze gehen. Einer aus der verflochtenen jüdischen Verwandtschaft, der sogar literarisch sehr tätige Arno Loewenthal, schmutzt sich lustig an die Verlassene, und ein weiterer Schauspieler, dessen Heldin von Carola eben im Theater creirt war, bittet aufgeregt um ein jus proximae noctis: „Was ist das für Sie! Fritz mich bedeutet es vielleicht den Anfang eines neuen Lebens“. Sie winkt beiden Liebhabern ab — es wäre am Ende zuviel des Guten gewesen. — Eine „lemme de quarante ans“, ungejund, zerissen, wirkt die Weters am besten noch aus der Ferne, von der Bühne oder wo sie was über Hebbel's Judith Schauspielerin und Gefühle der Akte, sich selber, dem Stüd und dem Hörer gegenüber, zum Besten gibt. Aber diese gesprungene und springende Diva in nächster Nähe immer um sich haben zu müssen, geht wohl auch anderen, als Juden, schließlich auf die Nerven. —

Neue Büchereingänge

Dr. Erich Dtschhoff:
Das Buch vom Schulhan Aruch
Eleg. in Zeilen gebunden 8. — M.

Jüdische Selbstbekenntnisse
Zweite Auflage, sechtes bis zwölftes
Tausend. 1. — M.

Graf E. Rosenlow:
Monarchie
Geb. 3. — M.

Sir Fr. Ponsonby:
Die Briefe der Kaiserin Friedrich
in Leder geb. 12. —

Zu beziehen durch die

Reichswart - Buchhandlung

Berlin SW 11, Bernburger Str. 30

